



Lukas Holliger

Unruhen

Erzählungen



Lukas Holliger

UNRUHEN



Foto: Werner Geiger

Lukas Holliger, geboren 1971, lebt in Basel und schreibt Theaterstücke, Hörspiele und Prosa. Seine Miniaturen *Glas im Bauch* (Edition Meerauge) erschienen 2015. Der Roman *Das kürzere Leben des Klaus Halm* (Zytglogge) stand 2017 auf der Shortlist zum Schweizer Buchpreis.

Im selben Jahr gewann der Autor mit dem Hörkrimi *Verfluchtes Licht* den ARD Online Award, 2013 stand *Menschliches Versagen* auf der Shortlist für den Hörspielpreis der Kriegsblinden. Holligers Hörspiele werden von vielen öffentlich-rechtlichen Radios in der Schweiz und in Deutschland gesendet.

Seine erste Auszeichnung als Dramatiker erhielt Lukas Holliger im Jahr 2000 (Premio). Heute erleben seine Stücke Aufmerksamkeit an Bühnen in ganz Europa, zuletzt auch in der Ukraine, in Russland (*Monster zertrampeln Hochhäuser*) und China (*Am Feuer*).

Lukas Holliger

Unruhen

Erzählungen



»Unruhen« von Lukas Holliger
ist der sechzehnte Band der Edition Meerauge.
Die Edition Meerauge ist ein Imprint des Verlags Johannes Heyn.

Titelbild: Lukas Holliger

Gesetzt aus der Sabon
Gedruckt auf 100 g EOS blauweiß 1,5-fach holzfrei

Lektorat: Martin Zingg, Basel
Reihenlayout: Maik Haase, Berlin, Christoph Dertschei, Wien
Satz & Grafik: Verlag Johannes Heyn, Klagenfurt/Celovec
Druck & Herstellung: BUCH THEISS GmbH, St. Stefan im Lavanttal

© Verlag Johannes Heyn, Klagenfurt/Celovec 2021
ISBN 978-3-7084-0657-2
Printed in Austria

Unterstützt von



kelag

LAND  KÄRNTEN
Kultur

 Bundesministerium
Kunst, Kultur,
öffentlicher Dienst und Sport

Für Nika

INHALT

Im Bunker	9
Neuer Firmensitz	17
Emsfeld	37
Reden	45
Die Stunde Null der Vera Dragojević	87
Clara fliegt zum Mars	97
Der Ameisenlöwe	109
Simon handelt	139
Die Krähen	145
Der Tod und das Mädchen	151
Unruhen	159
Das Messer	169
Die letzte Nacht des Jonas Hauenstein	175
Im Netz	203
Bastian	215
Grauwilers Tagebuch	247

Neuer Firmensitz

Michael hatte den Hauptsitz seiner Firma an die Kreuzung der Fußgängerzone verlegt, in ein Eckhaus der vorletzten Jahrhundertwende, dessen Fassade seit der Jahrtausendwende über und über mit Firmenlogos geschmückt war. Seit drei Tagen wurde der Haupteingang belagert von einem Bettler. Zweimal hatten Angestellte versucht, ihn zu vertreiben. Ohne Erfolg. Der Bettler hieß Ralf und war nicht nur der einstige Grafiker des Firmenlogos, der ehemalige Besitzer des Eckhauses sowie der ältere Bruder des Firmenbesitzers, er war auch noch der erste Ehemann der Frau des neuen Firmenbesitzers. Und Ralf war einer der wenigen Bettler, die die Passanten nicht um Geld baten, sondern es in einer geradezu unverschämten Art und Weise einforderten. Im Augenblick saß der Bettler auf der obersten Stufe des Haupteingangs und versperrte den Kunden den Weg. Sein jüngerer Bruder, Michael, stand im ersten Stock des Eckhauses am Fenster, blickte auf das Denkmal Gotthold Ephraim Lessings und zögerte. Seit einer Stunde forderten ihn seine Angestellten auf, die Polizei zu rufen. Seit einer Stunde hatte Michael das Gefühl, erst mit seinem Bruder reden zu sollen. Seit einer Stunde brachte er dies nicht übers Herz. Seine Hoffnung klammerte sich an den Wetterbericht, der mitten im Juni Sturm und Hagel vorausgesagt hatte. Sein älterer Bruder hasste kaltes, nasses Wetter, aber es würde nicht endlos hageln. Ralf würde wieder und wieder kommen.

Auf dem Schreibtisch lagen Zwischenergebnisse, die Michael Bauchschmerzen, schlaflose Nächte, schon mehrere Besuche in Apotheken aufgenötigt hatten. Durchs offene Fenster hörte er jetzt die laute Stimme des Bruders. Michael schlich einige Treppenstufen hinunter, um sehen zu können.

Über die Schalter spähte er durchs Schaufenster auf die Straße, wo sein Bruder Tauben aufscheuchte. Keine Schlägerei. Keine Körperverletzung. Es reichte nicht für eine Verhaftung. Der Himmel lichtete sich, Lessing saß schon in der Sonne. Während Michael das beobachtete, wurde er von Ralf gesehen. Durch die Fensterscheiben, über die Schalterarchitektur hinweg, erwischt. Ein Blick wie ein Schuss. Er wäre beinahe mit den Händen vom Geländer abgerutscht und gestürzt. Jetzt musste er sich zeigen. Er musste hinaus auf die Straße zu seinem älteren Bruder. Ralf stellte sich sogleich breitbeinig auf, spuckte auf die unterste Stufe des Haupteingangs. Frau Klein, die Sekretärin, stand im Foyer, blickte ihren Chef an, als wolle sie ihn um etwas bitten. Michaels Treppensteigen, hinab zu ihr, machte die Bitte überflüssig. Sie trat beiseite, fasste nach dem Anhänger an ihrer Halskette, den Blick bereits wieder auf den gefährlichen Bruder geworfen, der einen Zahnstocher von Mundwinkel zu Mundwinkel wandern ließ.

»Rufen sie die Polizei, wenn er handgreiflich wird«, sagte Michael. Sie machte einen vorbereitenden Schritt Richtung Telefon, aber als ihr Chef nach draußen blickte, war der Störenfried verschwunden. Michael trat ins Freie, suchte den Platz ab und stand einem Kunden im Weg. Er trat weiter auf den Platz hinaus, suchte nach dem grünblau gestreiften Pullover, nach dem wilden Haarschopf, nach einer Gestalt, die sich

ungezügelt durch die Passanten bewegte. Er ging bis in die Mitte, den Punkt, wo er Einblick in alle fünf Straßen hatte, die in den Platz einmündeten. Dann entdeckte er seinen Bruder. Kaum zwanzig Schritte entfernt. Ralf lehnte gegen eine Litfaßsäule und musste seinen Verfolger schon eine ganze Weile gemustert haben, wie er nur in Hemd, Krawatte und Bügelfaltenhose unter die Passanten geeilt war. Er spuckte den Zahnstocher aus und löste die Verschränkung der Arme.

Im Firmensitz hatten sich die Angestellten unterdessen um Frau Klein gruppiert, die, das Telefon in der Hand, zuvorderst in der Tür stand und die Begegnung der beiden Brüder sichtlich besorgt verfolgte. Sie war dieser Aufregung nicht gewachsen, denn eigentlich war sie seit Wochen in aufreibende Hochzeitsvorbereitungen verstrickt. Am kommenden Samstag heiratete sie den Sohn eines Bankdirektors und hatte die Sympathie des künftigen Schwiegervaters noch nicht gewinnen können. Unheimlicherweise hatte die Stimme des Bettlers sie sofort an die Stimme ihres künftigen Schwiegervaters erinnert. Und so war es ihr nun, als sei es wichtig, dass dieser wütende Bruder dort draußen sie nicht in den gleichen Topf wie ihren Chef warf, dass er sie, sollten sie sich kennenlernen, von seinem abgrundtiefen Hass auf die Firma ausnahm. Es war ihr, als müsse sie, um heiraten zu können, erst die Sympathie dieses Bettlers gewinnen.

Frau Klein stand in der Tür und sah, wie sich die Brüder auf dem Platz gegenüberstanden, wie sie gestikulierten, wie sie laut wurden, was an den Reaktionen der vorübergehenden Passanten abzulesen war; und dann ge-

schah etwas, womit niemand der Angestellten gerechnet hätte. Als es passierte, wollte Frau Klein die Nummer der Polizei wählen, sah aber sogleich ein, dass sie zu verwirrt war, um die Situation richtig einzuschätzen. Die Brüder fielen sich um den Hals und blieben so stehen, bis erste Passanten sich belustigte Blicke zuwarfen. Keiner der um Frau Klein versammelten Angestellten konnte sich vorstellen, wie diese plötzliche Umarmung möglich war, wessen Zauberspruch die beiden so schnell versöhnt hatte. Doch dann wurde allen klar, dass die Umarmung keine Umarmung war. Der Firmenbesitzer hing in den Armen des Bettlers. Ohne die heftige Umklammerung des Bettlers wäre er längst zu Boden gesunken. Seine Knie waren nach vorne gerutscht, die Füße standen kraftlos auf den Zehenspitzen, das Hemd war hinten aus der Hose gerutscht. Jetzt legte der ältere den jüngeren Bruder auf den Boden. Ein Passant hatte angehalten, kümmerte sich um den Liegenden, unterhielt sich mit dem Stehenden. Frau Klein und die anderen Angestellten berieten sich. Ein Praktikant lief schließlich hinaus auf den Platz, nachdem er Frau Klein mehrmals aufgefordert hatte, den Notarzt zu rufen. Sie wusste nur die Nummer der Polizei.

Michael spürte kalte Hände auf seiner Brust. Sie tasteten sich über die Stelle seines größten Schmerzes. Er sah seine Schuhe. Seine Schuhe und dazwischen etwas Metallenes. In seiner Erinnerung an diesen Nachmittag war die Ungewissheit, worum es sich bei diesem Stück Metall gehandelt haben mochte, das Schlimmste. Schlimmer als der Schmerz und stärker als die Verzweiflung, dass er am Boden lag. Niemand konnte ihm später beantworten, was da gelegen hatte. Niemand hatte auf

die Umgebung seiner Schuhe geachtet. Alle sprachen ihn ohne Umwege auf den Bruder an. Man wollte wissen, was die beiden besprochen hatten, bevor er seinen Herzschlag erlitt. Michael wusste es nicht, und Ralf hatte sich seit diesem Nachmittag nicht mehr blicken lassen.

Über den Sommer hatte die Firma ihre schlechten Zwischenergebnisse korrigieren können, und Ende November stellte sie sich auf die beste Jahresbilanz aller Zeiten ein. Auf Lessings Kopf saß eine Krone aus Schnee und Eis. Michael stand am Fenster und diktierte Frau Klein eine Einladung an die Aktionäre, als neben Lessing, in einem alten, grünblau gestreiften Pullover, Ralf auftauchte. In der Hand ein Fotoapparat. Die Linse exakt auf das Fenster gerichtet. Spätestens als ihr Chef das Diktat unterbrochen hatte, ahnte Frau Klein, was draußen zu sehen sein musste. Sie trat ans Fenster und sah, wie ein Mann die Fassade des Firmengebäudes fotografierte. In diesem Augenblick klingelte das Telefon. Frau Klein reichte den Hörer weiter. Michael telefonierte mit seiner Gattin, freilich ohne den älteren Bruder mit der Kamera zu erwähnen. Dann schlüpfte er in seinen Mantel und ging wortlos aus dem Zimmer. Nach einer Weile konnte ihn Frau Klein unten auf dem Platz sehen. Er ging direkt auf seinen älteren Bruder zu, schlug ihm die Kamera aus den Händen, riss seinen Kopf an den Haaren bis auf Kniehöhe herunter und trat ihm mit der Kniescheibe mitten ins Gesicht. Auf das Knie folgten mehrere Faustschläge und Fußtritte in die Magengegend. Frau Klein sah einen Taxifahrer aus seinem Wagen springen und herbeilaufen. Sogar durch die Dreifachverglasung hörte sie das Geschrei der Passanten und die Sirene eines Polizeiwagens, der zufällig

an einer Ecke aufgetaucht und sofort auf den Vorfall aufmerksam gemacht worden war. Frau Klein hörte das Telefon nicht. Sie stand nur am Fenster und weinte. Als auch sie nach einer Viertelstunde, wie all die anderen, aus dem Firmensitz auf den sonnenhellen Lessing-Platz hinausstrat, hockte ihr Chef in einem Polizeiwagen. Um sein Handgelenk Kabelbinder. Ein Krankenwagen stand abseits. Zwei Sanitäter kümmerten sich um das Opfer, das, wie sich herausstellte, keineswegs Ralf war.

Frau Klein brachte einen Sohn zur Welt. Er steckte in einem ausgewaschenen, grünblau gestreiften Kleidchen, als ihn die Krankenschwester von der ersten Untersuchung zurückbrachte. Frau Klein zog ihm das Kleidchen vorsichtig aus und ließ sich beim Stillen helfen.

Ihr Mann hatte angekündigt, gegen fünf, in Begleitung seiner Eltern, einzutreffen. Es war nach fünf, als es an der Tür klopfte. Herein kam mit einem großen Blumenstrauß nicht ihr Mann, sondern Jasmin, die Gattin ihres Chefs Michael. Mehrmals streichelte sie das honigmelonengroße Köpfchen des Neugeborenen. Dann, endlich, betrat der frischgebackene Vater mit seinen Eltern, dem Bankdirektor und der Flötistin, das Zimmer. Lobende Worte des Schwiegervaters über das renovierte Krankenhaus.

Am Lessing-Platz fingerte der Frühlingswind an den Sonnenstoren der Kaffeehäuser herum, eine Schulklasse überquerte in Zweierkolonne die Straße und ließ sich auf halber Strecke den Weg von einem Reise-Car abschneiden. Ein schwarzer Labrador trottete hinter seinem Herrn, als würde er zum Schafott geführt. Papierschnipsel, Zigarettenfilter und ein Kaffeebecher

aus braunem Plastik wirbelten zu den Klängen einer Handorgel im Kreis herum. Mitten auf dem Platz stand ein Bettler in gestreiftem Pullover. Seit langem beobachtete er eine Taxifahrerin, die sich eine Zigarette nach der anderen ansteckte. Als sie ein Sandwich auswickelte, riss er die Tür zum Beifahrersitz auf und wünschte guten Appetit. Die Taxifahrerin lachte überrascht auf und bedankte sich. Der Bettler holte aus der Hose sein erigiertes Glied und begann zu onanieren. Die Taxifahrerin startete den Wagen und türmte mit offener Beifahrertür. Das Sandwich unterm Gaspedal. Eine Passantin tippte sich an die Stirn, während der Bettler mit offener Hose über die Stufen des Lessing-Denkmal's torkelte. Auf der gegenüberliegenden Platzseite tauchte nun Ralf auf. Die beiden schienen sich zu kennen, legten zur Begrüßung militärisch die Hand an ihre Schläfen, verloren sich dann aber aus den Augen.

Im Krankenhaus hatte der Bankdirektor schon nach einer halben Stunde Anzeichen von Langeweile sehen lassen. Ihn quälte nicht nur das Rauchverbot, sondern auch das Gerede von Wehen und Nabelschnüren. Zudem standen Gewichtsvergleiche verschiedener Neugeborener in keinem interessanten Zusammenhang mit seinen finanziellen Leidenschaften. So verabschiedete er sich bereits nach siebzehn Minuten und ließ einmal mehr eine gekränkte Schwiegertochter zurück. Ohne ihren Gatten war die Schwiegermutter höchstens noch eine geistesabwesende Besucherin, und so folgte sie ihrem Mann nach wenigen Minuten. Als sich Frau Klein wieder allein mit ihrem Mann, der lächelnden Gattin ihres Chefs und deren Tulpenstrauß fand, fehlten allen die Worte. Die Stille wurde so schwer, dass auch Jasmin,

den Blick verzweifelt an das grünblau gestreifte, am Bettende liegende Kleidchen geheftet, zur Verabschiedung ansetzte.

In den Augen ihres Mannes war die Enttäuschung zu sehen. Frau Klein war klar, dass er sie so lange nicht aufrichtig lieben würde, wie er den Widerwillen seines Vaters gegen diese Ehe zu spüren bekäme. Zum ersten Mal gab sie der Verachtung für ihren Mann nach. Es existierte in ihren Augen keine größere Feigheit als die Feigheit vor den eigenen Eltern. Die Feigheit, nicht zur eigenen Frau zu stehen, sie ohne das Patronat der Eltern nicht zu lieben. Vor ihr tauchte, verschwommen im Augenwasser, Ralf auf. Breitbeinig stand er vor der Tür des Firmenhauptsitzes, fixierte auffordernd seinen Bruder und wechselte unaufhörlich den Zahnstocher von einem Mundwinkel zum andern. Das war die Pose, in der sie ihren Mann konfrontieren sollte, mit denselben siegessicheren Augen.

In den folgenden Monaten erntete Frau Klein viel Lebensglück. Die Augen, die Fingerchen, der Milchduft ihres Sohnes. Was brauchte es mehr? Der Vater fotografierte den Nachwuchs in allen Lagen seiner säuglingshaften Pflegebedürftigkeit.

Dann, sie befestigte gerade ein Stillhütchen an ihrer Brust, klingelte das Telefon. Ob sie das Neueste wisse, wollte Evelyne, eine Angestellte der Firma, von Frau Klein wissen. Ralf sei aufgetaucht und habe um niemand geringeren als um Jasmin, die Frau seines jüngeren Bruders Michael, um seine erste große Liebe, geworben. Und zwar mit einer so unabwehribaren Entschlossenheit und Ausdauer, dass die Umworbene ihren gespielten Widerstand nach zwei Wochen aufgegeben

habe. Die beiden seien ein glückliches Paar. Michael sitze immer noch in Untersuchungshaft.

Frau Klein hatte den Hörer noch nicht aufgelegt, da identifizierte sie in ihrer Magengegend das Gefühl der Eifersucht. Mehrmals hatte sie sich in den letzten Monaten dabei ertappt, ihrem Mann gegenüber Wörtern und Sätzen denselben Nachdruck zu verleihen, wie es Ralf getan hatte, als er vor dem Firmensitz die Tauben und die Passanten beschimpft und Gerechtigkeit gefordert hatte. Sie ertappte sich dabei, ihren eigenen Körper mit Ralfs Augen zu mustern, sei es flüchtig in der U-Bahn, sei es routiniert beim Einmassieren einer Feuchtigkeitslotion, sei es konzentriert beim Anprobieren neuer Kleider. Nach Evelynes Anruf empfand sie die Geburt ihres Sohnes plötzlich als selbstverschuldete Zeitverschwendung, während andere ihre Chance genutzt hatten. Mit diesem Gedanken im Kopf saß Frau Klein auf dem grünblauen Sofa und stillte ihr Kind.

Unterdessen schritt Ralf über den Lessing-Platz, zielstrebig auf das Eckhaus zu. Der erste Arbeitstag auf dem Chefsessel des inhaftierten Bruders stand bevor, aber die Aufregung war ganz auf der Seite der Angestellten zu finden. Ralfs rasche Schritte in den Gängen verkündeten Unheil. Sie passten zu einem Mann, der entschlossen war, einen Dieb auf frischer Tat zu ertappen. Das war jedenfalls die Assoziation der Mitarbeiterin Evelyne, die mit frisch gewaschenen Haaren unaufhörlich bereitstand, um dem neuen Chef die Namen und Funktionen der Angestellten zu nennen.

Als Frau Klein nach ihrem Schwangerschaftsurlaub wieder zur Arbeit erschien, würdigte Ralf sie keines Blicks.

Clara fliegt zum Mars

Ich schwitze. Hackfleischbällchen mit Tomatensauce. Dann deinen Schokoladenkuchen. Herzlichen Glückwunsch zum Geburtstag, liebe Fiona. Dein letzter einstelliger Geburtstag. Ich kann kaum mehr stehen. Wie still dieses Haus ist, wenn du in der Schule bist. Erst jetzt, wo ich alles abgewaschen, aufgewischt, weggeräumt habe, wird mir das bewusst. Seit Stunden habe ich kein Wort mehr gesprochen. Nur das Geräusch meines Atmens zwischen dem Geschirr. Meine Mutter hätte mir nie so einen Kuchen gebacken. Ich schon. Ich hole dir die Sterne vom Himmel. Es gibt Sterne, Fiona, deren Äquatoren entsprechen der Umlaufbahn der Erde um die Sonne herum. So ein Riesenkörper! Das raubt mir den Schlaf, Fiona. Einige Galaxien bewegen sich mit 990 Millionen Stundenkilometern von uns weg. Schießen seit Jahrtausenden in den Raum hinaus. Ich dachte immer nur an die Sterne. Statt mich im größten Liebeskummer umzubringen, reiste ich den Galaxien nach. Das Universum raubt unserem Schmerz alle Bedeutung. Etwas, was nicht wichtig ist, braucht man nicht umzubringen. Über ein Krebsgeschwür kann ich nur lachen. Wie eine Wahnsinnige lache ich da. Wenn man das Universum mit einem Menschen kreuzt, kommt Wahnsinn heraus. Oder Gott. An Gott glaube ich nicht, ich glaube an den Wahnsinn. Damit ich nicht überschnappe, hab ich immer in die Wissenschaft gewollt, Fiona. Die Mathematik. Ein besseres Gefäß für den Verstand gibt es nicht. Mann und Kind sind nichts gegen die Zuverlässigkeit der Zahlen. Heim-

lich wollte ich mich immer verabschieden. Ihr kommt nach Hause. Und ich bin weg. Freiheit. Ich hinterlasse Tochter und Freundschaften. Eine kleine Heimatstadt, in der ich jede Straße unzählige Male abgeschritten hatte. Alles Vergangenheit. Nur ich und mein Fernrohr. Hin und wieder eine Gemüsesuppe, die ich sonntags koche, und die für die ganze Woche reicht. Ich schlafe immer noch mit deinem Vater, Fiona. Die Haut, der Geruch. Und dann das Fernsehen. Die Massenmorde, das warme Bett. Die Hand deines Vaters auf meinem Po und die toten Soldaten im Wüstensand. Ich komme mir vor wie eine Verbrecherin, die sich am Glück betrinkt, während alles untergeht. Es gibt Zusammenhänge. Zwischen meinem Glück und dem Bürgerkrieg. Zwischen Genozid und Mittwochnachmittag. Deshalb wünschen wir uns in den Himmel. Ins Jenseits, falls wir gläubig sind. Auf andere Planeten, wenn wir die Wissenschaft bevorzugen. Der Mars, Fiona. Sechs Monate eingesperrt in eine Röhre aus Metall. Draußen in alle Richtungen Unendlichkeit. Schweben. Ich bin sicher, dass, sowie ich durch die Luke zum ersten Mal den Mars aus nächster Nähe erblicke, dass ich dann mit stockendem, dass wir dann mit stockendem Atem, dass wir Astronauten dann sprachlos diesen Nachbarplaneten bestaunen. Und dass wir dann wissen, warum wir hier sind. Falls das Mikrofon offen ist, möchte ich bitten, dass man diese Vermutung zur Kenntnis nimmt. Die Vermutung, dass wir, wenn es so weit ist, staunen. Und nicht aufhören können. Der Mensch ist nur ein Staunen. Ich bin schrecklich müde. Ich ärgere mich über meine hypochondrische Selbstbeobachtungsmanie. Über meine Verunsicherung betreffend meiner Urinfarbe. Über die Veränderungen meines Geschmackssinnes. Über meine Denkstimme, die so laut geworden ist in meinem Kopf.

Ich weiß nicht, ob ich noch denke oder schon Selbstgespräche führe. Bin ich zu ausführlich? Den Fragen meines Co-Astronauten weiche ich aus. Ich fürchte seinen vertraulichen Blick. In seinen Augen schwingt der Charakter eines Bettlers. Er bettelt mich um Gesprächsdauer an. Während ich mich verziehe, sobald wir alle Checklisten, alle Reinigungsarbeiten, alle Wartungsarbeiten, alle Vorbereitungen für den nächsten Tag abgeschlossen haben. Es kostet mich Überwindung, das Mikrofon offen zu lassen. Das möchte ich berichten. Es kostet mich Überwindung, Protokolle zu senden. Damit haben wir nicht gerechnet, dass das Sentimentale überhandnimmt. In einer unsentimentalen Zeit haben wir vergessen, dass uns das passieren könnte. Mein Co-Astronaut klagt über Hunger. Die Tubennahrung macht ihm zu schaffen. Er will Beißen. Mit den Zähnen in etwas hineinbeißen. Es abreißen von etwas Größerem, wie ein Löwe einen Fetzen aus der Antilope reißt. Ansonsten ist ihm die Enge angenehm. Er kann sich konzentrieren und freut sich auf den siebten Monat. Während ich mich beherrschen muss, dass ich nicht grundlos weine. In dieser Nacht ohne Ränder. Mein Charakter ist mir fremd geworden. Ich bin überzeugt, das geht vorüber. Eine Krise zwischen dem vierten und fünften Reisemonat hatten wir vorausgesagt. Das ist normal. Ich wünschte, ich könnte diese Krise besser verbergen. Solange ich das Mikrofon offenlassen muss, solange ich nicht auf dem Mund sitzen kann, müsst ihr das ertragen. Nehmt mich nicht ernst. Ich habe den wissenschaftlichen und politischen Auftrag nicht vergessen. Meine Frage ist nur: Mit welchem Selbstvertrauen. Mit welchem Selbstbewusstsein. Mit welchem Stolz. Nein, mit welchem Recht soll ich meinen Fuß auf den Mars setzen? Welches Recht auf einen neuen Planeten unter meinen Füßen?

Der Ameisenlöwe

1

Mitten im Musiksaal saß Kipper in der sorgsam gekleideten Menschenmenge, im Parkett, elfte Reihe. Der gerade noch beklatschte Dirigent entriss dem Orchester Klänge, als wolle er den Konzertsaal nicht bespielen, sondern erobern. Ein Oboist feuerte mit geladenen Wangen zwei Töne ab, die zur Decke schossen, zurückprallten, beim selben Musiker landeten und ihn nötigten, sie fortwährend zu wiederholen. Bald bebte das Orchester, feuerte aus allen Löchern. Der Paukist ahmte Soldatenschritte nach. Kipper hoffte auf Erlösung. Hoch über ihm, unbeweglich in festlichem Weiß, die vierfach symmetrische, fein verschnörkelte Saaldecke. Auf Erkern thronten Gipsbüsten klassischer Komponisten, die stoisch übers Parkett wachten, in unerreichbare Gedanken versunken. Von den Kontrabässen erklang ein Raunen, von doppelt so schnellen Paukenschritten untermalt. Offenbar marschierte der Feind in Stiefeln. In wenigen Sekunden würde er da sein, wenn jemand nicht endlich den Mann mit dem Dirigierstab warnte. Es hätte Kipper nicht überrascht, wenn das Scheinwerferlicht erloschen wäre, wenn der Geist der russischen Komposition alle am Nacken gepackt und verschleppt hätte. Während sich in Kippers Achselhöhlen der Angstschweiß sammelte, spann der Dirigent die Fäden weiter, und die Orchestermusiker behielten die Ruhe auch, als Trommelwirbel einsetzte. Vielleicht war diese Kriegssinfonie harmlos wie das Tosen eines Wasserfalls, doch Kipper bezweifelte das. Unheil drohte. Eines, das ver-

heerende Kettenreaktionen in Gang brächte. Als die Trommel ein sattes, kurzes Crescendo spielte, fuchtelte er wild mit den Armen und schrie:

»Runter, schnell! Alle in Deckung!«

Musiker, Dirigent und Konzertbesucher drehten ihren Kopf. Auf einen Schlag waren alle Augen, statt auf den Dirigenten, auf Kipper gerichtet. Trotz Gefechtpause brannte die Kriegssinfonie in den Ohren. Kipper war klar, das Orchester brauchte den Saal nicht mehr zu erobern, der Raum war zum Kriegsschauplatz geworden. Und all diese ahnungslosen Freunde der Musik verstanden nicht, dass sie beherrscht waren von einem Dämon, der niemals mehr weichen würde, genauso wenig wie die 260 Skelette, die unter den Stuhlreihen unter dem Saalboden in der harten Erde eines ehemaligen Kreuzgartens ruhten, der bis ins 17. Jahrhundert hier bestanden hatte. Kipper wollte aufstehen, aber eine Ohnmacht schlug den Parkettboden gegen seinen Wangenknochen.

2

Es waren britische Pioniereinheiten gewesen, die im ersten Weltkrieg, nach heimlichem Anlegen unterirdischer Stollen bis weit hinter die feindlichen Linien, zwanzig Tonnen Ammonal in die Luft gejagt hatten. Exakt unterm Stützpunkt der deutschen Westfront. Seither fehlte dem bewaldeten Landschaftskörper ein riesiges Stück Fleisch.

Am tiefsten Punkt des Kraters hatte man nach Kriegsende eine Kapelle errichtet, Monate später sogar Pläne für eine Gedenkstätte mit Museum vorgelegt. Ein zwei-

geschossiges Haus, inspiriert von Goethes Gartenlaube, sollte in vier Ausstellungsräumen an die Gräueltaten des ersten Weltkriegs erinnern. Dann überwog die Verbit-
terung über die deutsche Niederlage und den Versailler Vertrag. Das gerade noch mit einem Dach ausgestattete Museum blieb leer und geriet in Vergessenheit. Bis es 1921 eine junge Witwe aus Saarbrücken kaufte, mehr schlecht als recht in ein Wohnhaus umbauen ließ und ein Jahr später mit ihrer fünfjährigen Tochter einzog.

Im Erdgeschoss des Hauses und selbst im ersten Stock desselben konnte man auch am 3. Mai 1981 nicht sehen, dass die Dächer und Mauern der nahen Stadt um acht Uhr morgens schon in hellen Farben leuchteten, dass weit und breit der Tau wie Diamanten auf Wiesen und Bäumen glitzerte und dass Felgen aus Leichtmetall bereits in der Hitze blinkten und Sonnenflecken in Küchen und Kinderzimmer wirbelten. Denn dieses Haus im Wald, mitten in einer Kriegssenkung, musste bis zur Mittagszeit ohne direktes Sonnenlicht auskommen. Bestenfalls schimmerte das Dach dunkelgrau.

Den Wecker fegte Frau Strauß vom Nachttisch, das Duvet zog sie von ihren Füßen. Prompt. Die Zehen wieder schmutzig vom Schlafwandeln. Gleich suchte sie an ihren Waden nach frischen Kratzern, entdeckte an den Fingern Tannenharz.

Das Schlafzimmer schwelte in dunklem Gelb. Die aufgeplatze Tapete warf Schattenmonster auf die Wände. Ein einziges Bild hing im unfreiwilligen Tapetenmuster. Kein Bild, die Fotografie eines 24-jährigen Soldaten. Er trug dieselben zu eng an der Nasenwurzel liegenden Augen wie Frau Strauß zur Schau. Der Fotorahmen hing

so nah über dem Bett, dass das Glas in einem nächtlichen Kampf zerbrochen war. Ein Sprung schnitt dem Soldaten den Hals durch. Neben dem Holzbett, das am Fuß- und am Kopfende mit massiven Eichengeländern versehen war, stand der Nachttisch. Auch er zeigte Flecken, abgeschlagene Ecken und Kanten. Ergebnis nächtlicher, gewonnener Schlachten. Unterdessen war Frau Strauß über den Teppich getrippelt, verschwunden hinter ihrem Schrank, der so nahe bei der Tür stand, dass diese nicht mehr zu schließen war. Im Badezimmer begann sich Frau Strauß zu waschen. Sie wusste, die Tücken des Aufstehens durften nicht unterschätzt werden, und prompt, im Rauschen des Wasserstrahls irritierte ein unsauberes Geräusch. Ein Klopfen? Es kam von der Tür.

»Nicht du schon wieder«, sagte sie und warf sich den Bademantel über. Sorgsam nahm Frau Strauß die Glöckchenkette aus der Schiene. Es bimmelte. Dann drehte sie im Schloss den Schlüssel. Im Falle ihrer alten Wohnungstür klang das nach Sand im Gebiss eines Ochsen. Sie zog die Tür auf und schaute direkt ins Gesicht ihres Obermieters. Kipper.

Frau Strauß seufzte, aber was blieb ihr übrig, sie öffnete ihm. Als hätte die Bewegung der Tür Zigarettenrauch verblasen, löste sich das Gesicht Kippers auf. Nur die leere Treppe. Sie musste sich mit dem Klopfen getäuscht haben. Trotzdem klang in ihren Ohren Kippers Stimme. Als stünde er seit vorgestern Abend immer noch auf ihrem Teppichläufer. Ob sie an Gespenster glaube, hatte er wissen wollen und sich mit keiner ihrer Antworten zufriedengegeben. Zuletzt hatte sie geschrien, dass er verschwinden solle. Die Tür schlug sie ihm so heftig vor der Nase zu, dass sie um das Ochsengebiss fürchtete.

Nun trippelte sie zurück in ihr Badezimmer, atmete die heiße Luft ein und hielt die Handgelenke unters Wasser. Prompt zum zweiten Mal Lärm. Und diesmal war sie sich sicher. Es handelte sich um das Haustürschloss. Das Klacken im alten Holz erkannte sie im Schlaf, und da fiel ihr ein, dass das vorhin gar kein Klopfen gewesen sein konnte. Kipper hatte seine Wohnung ja am Vortag verlassen, und seither war er nicht zurückgekehrt.

3

Sein Handgelenk drehte sich kraftvoll. Eine Drehung, wie sie sich Kipper bei Krokodilen abgeschaut hatte, die sich jeweils um die eigene Achse schraubten, um das Fleisch aus dem Wasserbüffel herauszudrehen. Genauso zwang er mit einer Handgelenksschraube den Schlüssel, sich im Schloss zu drehen. Die Tür löste sich aus ihrer Verankerung, schnellte nach innen, wohin Kipper hinterherstolperte. Zu hastig für den Schlüssel. Kipper musste ein Feld zurück, das störrische Eisen befreien und eine Verspätung in Kauf nehmen. Den Schlüssel wie das Mahnmal dieser Verspätung in der Hand, raste er in seine Mansarde im ersten Stock, öffnete die Tür zur Dachkammer und strich über die am Bügel hängende Uniform. Warm. Er untersuchte auch die am Boden stehende Trommel. Auf ihrem Fell lagen die Holzschläger, feucht von Handschweiß. Erneut hatte jemand die Uniform getragen, schon wieder hatte jemand getrommelt. Was zum Teufel?

Kipper brauchte nur zwei Stunden in den Wald zu gehen und an was anderes als das Schlimmste zu denken, schon nutzte man seine Abwesenheit, drang übers Fensterbrett oder mit einem Zweitschlüssel in seine Wohnung ein, schlich sich in die Dachkammer und trommelte, dass die alten Darm- und Metallsaiten raselten. Diese Sache wiederholte sich nun seit Wochen alle paar Tage, und noch immer wusste er nicht, was er davon halten sollte. Der alten Hausbesitzerin, Frau Strauß, die ihm die Mansarde seit vier Jahren vermietete, traute er solche Streiche auf keinen Fall zu. Wer also kam in Frage? Ein Einbrecher hätte Besseres zu tun, als vermoderte Kleider und Instrumente anzufassen. Nach einem Tier hatte Kipper schon viele Male gesucht, doch weder Kot- noch Kratzspuren, nicht einmal Mottenlöcher hatte er entdecken können. blieb noch die Frage, was die Uniform überhaupt in seinem Dachkammerschrank zu suchen hatte. Er hätte es ja schon am Tag, als er das Kleidungsstück entdeckte, die Hausbesitzerin gefragt, wäre die Uniform nicht körperwarm, wären die Trommelschläger nicht schweißnass gewesen. Sowaß zu berichten war unmöglich, ohne für verrückt gehalten zu werden. Kipper schaute durchs Fenster, steil hinauf bis über den Kraterrand und hoch in den Himmel, wo Vögel kreisten. Es reichte. Heute musste er seine Vermieterin konfrontieren.

Er klopfte mehrmals. Durch das Holz hörte er bimmelnde Glöckchen, dann ein Geräusch wie aus dem sandigen Gebiss einer Ziege, gehört vom Gekreisch einer schlecht geölten Klinke. Ein schmaler Spalt öffnete sich, ein breiter Spalt, endlich das Gesicht von Frau Strauß. Ihre Haare unter einem Turban. Von den Ohren tropfte

Seifenwasser. In der Eile hatte sie nur einen Morgenrock übergeworfen. Kipper trat über die Schwelle.

Frau Strauß empfand fast Mitleid für diesen Menschen, der mit seinen kaputten Schuhen so aussah, wie sie sich einen missratenen, schutzbedürftigen Sohn vorstellte. Trotzdem bat sie ihn erneut, er müsse baldmöglichst ausziehen, zurück in die Stadt, dahin verschwinden, woher er gekommen sei, in ein eigenes, normales Männerleben. Andernfalls liefe er Gefahr, sie zu töten. Sie habe, müsse er wissen, seit jenem unvergesslichen Anblick im Wald ein allzu schwaches Herz. Ja, das gebe sie zu. Den oberen Stock zu vermieten sei ein Fehler gewesen, wenn auch angesichts ihrer finanziellen Verhältnisse und ihrer Einsamkeit ein verständlicher.

Ob ihr Obermieter zuhörte, ob er verstand, was sie zu formulieren versuchte, konnte Frau Strauß nicht einschätzen. Kipper hatte sich an ihren Küchentisch gesetzt und sah nicht im Geringsten wie ein Zeitgenosse aus, der irgendein Einsehen in irgendeine Sache hatte. Begleitet vom Ticken ihrer Küchenuhr, starrte er reglos auf den Tisch. Nach gut einer Stunde, in der sie sich Kaffee, eine Wärmflasche und dann noch zwei Rollmops-Sandwiches gemacht hatte, war er gegangen. Frau Strauß schloss das sandige Ochsengebiss und schiente die Glöckchenkette ein.

Ein alter Mann bewegte sich mit seinem Gehstock durchs Laub. Er fand Gefallen daran, durch unwegsames Gelände zu strolchen. Aufkeimende Erinnerungen

Unruhen

Im April kam der 16-jährige André mit der 17-jährigen Claire zusammen, und zum ersten Mal mochte er sein Leben.

Bald darauf wurde Claire von George erobert.

Ein einziger Ausflug durch stillgelegte U-Bahn-Gänge hatte einem dahergelaufenen, krummbeinigen Kerl genügt, um in Claires Augen ein Leuchten zu entzünden. George war in allem erfahrener, größer, skrupelloser. Und George warf auf Claire Blicke wie auf einen Hund. Der Hund wedelte mit dem Schwanz, weil er jung und schmutzig war.

Nach demütigenden Monaten trat André freiwillig zurück. Er irrte durch die Nacht, warf leere Bierdosen und Flaschen in Innenhöfe. Eine flog durchs Fenster eines kleinen Cafés. Der Besitzer, ermutigt durch den schwächtigen Körper des Täters, holte André ein, schnitt ihm den Weg ab und presste ihn, bis die Polizei eintraf, in einen Schwitzkasten. André machte auf die Beamten einen reumütigen Eindruck, schlug aber unversehens einen Haken und entkam. Über einen Zaun, in den Innenhof einer Recycling-Werkstatt. Die Polizisten waren dicht hinter ihm, als er sich von einem Lieferwagen aufs angrenzende Garagendach hinaufziehen wollte.

André stürzte unglücklich und verstarb noch im Innenhof.

Claire erfuhr vom Tod André Dussoliers über ihren Vater. Ein glatzköpfiger, eifriger Fernsehzuschauer mit mehr Interesse für Nachrichten als für die eigene Tochter. Claire kam es vor, als hätte ihr Vater den Tod Andrés mit seinem Interesse an Mord und Totschlag überhaupt erst verursacht.

George begleitete Claire zur Beerdigung und meinte:

»Bullen sind Abschaum.«

Als alle anderen den Kiesweg vom Grab zurück zur Kapelle und den Parkplätzen einschlugen, blieb er als Einziger vor der Urne stehen, sah in die Unendlichkeit hinein und weinte. Claire hatte zuerst geglaubt, er ziehe sich die Nase hoch, aber der starke George weinte. Plötzlich schien ihr, André Dussolier sei ein wertvoller Mensch gewesen. Und dass es gut gewesen war, vier Monate mit ihm gegangen zu sein. So kam sie jetzt in den Genuss von Georges Respekt. Ein Respekt, um den sie mit Witzen, mit ihrem Tanzen, mit Trinken, ja mit ihrem ganzen Körper seit Wochen bettelte.

In Wirklichkeit vergoss George Krokodilstränen. Der Anblick der Urne hatte ihn an die Beerdigung seiner Mutter erinnert. Sein Vater stand damals weinend am Grab. Die Tote hatte er jahrelang betrogen, beschimpft, geschlagen. Man konnte ihm keine Träne glauben. Also ergriff George am Grab Andrés die Gelegenheit, das falsche Weinen zu testen. Er war überrascht, wie einfach es ihm der windige, kalte Friedhof machte. Einmal aus der Brust geholt, verselbständigten sich die Tränen. Die Traurigkeit kitzelte auf den Wangen und warf das dünne Ich in einen Abgrund aus Selbstmitleid.

Am Dienstag tauchte ein Cousin von George auf. Simon. Er überbrachte eine Sporttasche voller Molotow-Cocktails. George sollte sie in seine Obhut nehmen, bis die Polizei mit ihren Hausdurchsuchungen fertig war. Er hängte sich die Adidas-Tasche über die Schulter, drückte seine Faust gegen Simons Faust und machte sich mit Claire auf den Weg in die Innenstadt, um einen Kumpel zu treffen, bei dem die Tasche in Sicherheit wäre und der ihm außerdem Geld schuldete.

Claire wollte den Bus nehmen. George, der es gewohnt war, weite Strecken zu Fuß zurückzulegen, schimpfte, dass der Bus ja genauso teuer sei wie die Schulden, die er eintreiben gehe. Der Streit war kurz, dann gingen sie wortlos zu Fuß weiter. Claire kämpfte mit den Tränen und war überrascht, als George nach 400 Metern kapitulierte und, die schwere Sporttasche verfluchend, auf den nächsten Bus wartete. Zahlen wollte er nicht, und so löste Claire heimlich mit ihrem Handy auch ein Ticket für ihn.

Im Bus saß ein Mann, der George an seinen Vater erinnerte. Exakt dieselbe blöde Jeansjacke, dieselbe blöde Glatze, derselbe blöde Hund. George wollte sich gar nicht mehr beruhigen. Der Typ war das exakte Abziehbild seines verdammten Vaters. Nur die sauberen Zähne stimmten nicht überein. Trotzdem hätte ihm George am liebsten in die Fresse gehauen.

Auf der Höhe des Denkmals der Revolution stiegen zwei Kontrolleure in den Bus. Claire hielt ihnen ihr Handy entgegen. Wie sich herausstellte, hatte sie die falsche Zone gelöst und sollte noch einmal die Hälfte des Fahrpreises aufzahlen. George war paralysiert von der Zumutung dieser Pedanterie. Auf dem Sitz gegenüber entblößte derweil das Duplikat seines Vaters die weißen Vorderzähne. Hätte George nicht die Tasche mit den

Cocktails dabei gehabt, er hätte mit der Rechten den Kontrolleur geschlagen, mit der Linken Claire von ihrem Sitz hochgerissen und nach einer eingeleiteten Notbremsung das Weite gesucht. Seine Wangen waren rot vor Wut.

Endlich draußen machte er Claire eine Szene, vor allen Leuten schrie er sie zusammen, schlug mit der Faust mehrmals auf ein Autodach, bis sich Passanten aus sicherer Distanz beschwerten und mit der Polizei drohten. Ein kräftiger, offensichtlich von Claire faszinierter Türke bot ihr seine Hilfe an. Claire schrie, sie komme gut zurecht, was ihr aber niemand glauben konnte. Als der Türke George aufforderte, zu verschwinden und gefälligst die Autos in Ruhe zu lassen, rastete George aus. Aber der Türke zeigte sich wenig beeindruckt und stellte klar, dass er sich hier von einem dahergelaufenen tollwütigen Hund nicht die Kundschaft vertreiben lasse. George vermutete, dass es Gründe für das enorme Selbstbewusstsein dieses Mannes geben musste und machte einen Rückzieher. Claire eilte ihm nach.

Sowie sie ihn bei den Platanen eingeholt hatte, wurde ihr klar, dass die Geschichte nicht zu Ende war. George beugte sich über die offene Adidas-Tasche, präparierte ein Molotow-Cocktail, stieß Claire beiseite und joggte, Feuerzeug in der Hand, Richtung Kebab-Stand. Alles ging ganz schnell. Klirren, Flammen, Schreie, ein George, der stolperte, auf den Boden gedrückt wurde und Faustschläge einsteckte. Polizei, Feuerwehr, Sanität.

Claire war zum ersten Mal auf einer Polizeiwache. Als man sie volle zwei Stunden später alleine entließ, beschloss sie, George nie wieder zu sehen. Seinen Namen und sein Gesicht aus ihrem Gedächtnis zu löschen.

Innerhalb weniger Tage hatte Claire zwei Freunde verloren. Jetzt wollte sie einen Hund. Da sie kein Geld hatte, entschied sie, einen zu stehlen.

In der Stadt gab es eine Menge ausgebrannter Autos. So ohne Lack, mit schwarzen Rauchspuren und einem weißlichen Schimmel auf der Karosserie, sahen die teuren Schlitten plötzlich aus wie Ausschuss von Vulkanen, wie Skelette aus Asche.

Pierrick war erst seit ein paar Minuten zu Hause. Er hatte über Stunden verzweifelt seine Schwester Michelle gesucht, die er um vier Uhr morgens im Getümmel verloren hatte. Nirgends eine Spur von ihr. Claire blieb im Flur stehen. Sie wusste nicht, warum sie zu Pierrick gelaufen war. Vielleicht, weil sie müde und weil er der Einzige war, bei dem sie sich noch zu klingeln traute. Pierrick war ein alter Freund von André und vermutlich der letzte Mensch, den es nicht weiter interessierte, wer noch alles bei ihm wohnte.

Als Michelle eintraf, berichtete sie, dass die Polizei eine improvisierte Fabrik für Brandsätze ausgehoben habe. 150 Molotow-Cocktails, Gesichtsmasken und Benzinkanister seien beschlagnahmt worden. Jungs zwischen dreizehn und sechzehn Jahren waren verhaftet worden. Michelle hatten sie drei Stunden festgehalten und verhört. Auf dem Rückweg habe sie sehen können, wie zwei Mädchen die Benzintanks geparkter Wagen anzapften. Pierrick klappte seinen Laptop auf und verfolgte in den Weblogs die neuesten Aufrufe. Er fühlte sich von den Orten, die als nächste Angriffsziele freigegeben wurden, magisch angezogen. Mit seiner Digitalkamera hatte er in den letzten Tagen

Die letzte Nacht des Jonas Hauenstein

Mittwoch, 16. Oktober 1996. In Hampshire stirbt der Schriftsteller Eric Malpass, in der südkalifornischen Stadt San Diego duelliert sich US-Präsidentschaftskandidat Bob Dole mit Bill Clinton, und vor zwei Wochen ist Jonas Hauenstein aus seiner WG wieder ausgezogen. Bett und Schrank schaffte er zurück in die Sempacherstraße, in den Keller des Elternhauses, zog ins alte Kinderzimmer ein, glotzte zwei volle Tage ratlos aus dem Fenster und zählte die Schäfchenwolken.

Zwar ist das pubertäre Ungleichgewicht zwischen den präfrontalen Hirnarealen und dem limbischen System in seinem Kopf längst hergestellt, die Identitätsdiffusion der Adoleszenz weitgehend überwunden und Jonas auch durchaus bereit, ins Erwachsenenleben einzusteigen, große Projekte in Angriff zu nehmen und die Welt zu verändern, doch hat er es im letzten halben Jahr nie geschafft, seine monatliche Miete für die Vierer-WG zusammenzubekommen.

Seit über einer Woche sitzt er nun in seinem Kinderzimmer auf dem alten Bett, schaut durch die alten Fenster in den alten Himmel, lässt die alten Vorträge seiner Eltern über sich ergehen und nagt an neuen Plänen. Nagt an seiner Zukunft und an der gefühllosen Haut rund um die Fingernägel. Und wenn er nicht nagt, schreibt er. Verbissen, bis die rechte Hand schmerzt. Lebensbilanzen, Selbsterklärungen, Pro-und-Kontra-Listen oder Entwürfe für Bewerbungen. Es geht um nichts weniger als um die wortgenaue Ausformulierung

eines attraktiven Ichs. Und dann schließt er die Augen, addiert im Kopf die Schulden, zählt die Geldscheine, die ihm, ein allerletztes Mal, seine Eltern zugesteckt haben, zählt und zählt, bis es im Magen drückt. Gegen das Teufeldreieck aus Nagen, Schreiben, Zählen hilft nur die untergehende Sonne. Dunkelheit. Sobald die Sonne untergegangen ist, spaziert er stundenlang, oft bis zum Morgengrauen, durch die Stadt und versucht sich klar zu werden, wer er sei. Irgendeinen Anhaltspunkt muss es in dieser Stadt geben, redet er sich ein. Denn da stehen sie doch herum, die Firmenwagen, die er eines Tages fahren wird, da liegen sie doch vor ihm, die Schaufenster, die die Welt zeigen. Da hängen sie schon an den Mauern, die Schilder der Konsulate, Arztpraxen und Anwaltskanzleien, auf die man einst seinen Namen eingravieren wird. Da sind sie doch alle in Reih und Glied schon zu sehen, diese Mehrfamilienhäuser, Altstadtwohnungen und Genossenschaftsbauten, in denen auch er eines Tages mit Kind und Kegel wohnen wird. Alles ist da. Sein Haus, sein Arbeitgeber, seine Frau, sein ganzes Leben. Er muss nur diese eine Tür finden. Die, die für ihn bestimmt ist.

Wenn er nachts unterwegs ist, beobachtet und bevormundet ihn kein Mensch. In der Nacht ist alles still. Jonas überkommt dann hin und wieder ein raubtierhaftes Gefühl. Das Gefühl, auf der Jagd zu sein. Dem Ziel auf der Spur. Wenn er es sieht, wird er es erkennen. Dann wird er seine Zähne in die Beute schlagen. Ja. Diese Vorstellung macht ihm Mut, und wenn Jonas morgens um sechs zurück in sein Bett kriecht, dann hat er das Gefühl, die Welt gehört auch ihm. Bis die Dun-

kelheit weicht. Bis er realisiert, dass die Sonne aufgeht und die Katze wieder keine Maus gefangen hat.

Als er sich vor einer Stunde in Habachtstellung gebracht hat, um der untergehenden Sonne zuzuschauen, ist der Himmel noch hellblau gewesen. Die Blätter an den Purpurbuchen brannten rot. Alle Zeichen standen auf Verbot. Endlich versank die Sonne hinter dem Dachfirst des Elternhauses.

Bald wird es nun Nacht sein, denkt Jonas Hauenstein und wartet. Noch regt sich überall das Leben, öffnet sich da eine Balkontür, schließt sich dort ein Fensterladen, rollt hier eine brennende Zigarette in den Straßenrand, besteigt vorne ein älterer Herr ein Taxi. Aber Jonas hat Geduld. Er kann warten, bis den Mauern entlang die ersten Igel kriechen, bis hoch über den Dächern, zwischen unverrückbaren Sternen, die Satelliten durch den Himmel ziehen.

In einigen Fenstern brennt lange noch Licht, in anderen flimmert über die Zimmerwand nichts als die Reflexion der Spätausgabe der Tagesschau. Zehntausende gegen den 42-jährigen Staatschef Lukaschenko demonstrierende Schatten. Bald ist Mitternacht.

Jonas Hauenstein zieht seine Schuhe aus und betritt die Straße. Man kann die Jacke aufgeknöpft lassen. Die Fußsohlen zertreten körperwarmes Laub, das sich hinter den Fersen neu aufrichtet. Unter dem Laub ist der Asphalt kalt wie ein Kellerboden. Jonas schreitet eine kniehohe Mauer ab. Dahinter, im Vorgarten, laubfrei geharkte Grasflächen. Auf sechs Platten aus Beton parken drei teure Fahrräder. Entlang der Straße Platanen, ihre

Stämme und Äste verknoten sich unter pechschwarzer Krötenhaut. Heute wird der Nachtspaziergang ein Erfolg, er spürt es. Heute Nacht wird Jonas entscheiden, was sich mit seinem Leben anfangen lässt. Die scharf gezogenen Lichtkegel der Straßenlaternen durchquert er unversehrt. Der Glanz wandert über sein Haar. Er trägt es gekämmt. Jonas putzt mit der Zunge seine Zähne. Er spürt das Angenehme des Zahnschmelzes, das Metallische der Plombe, das Weiche des Zahnfleisches. Er tritt in den nächsten Kegel Licht. Durch die Nase zieht der frühe Herbst. Sein rechter Fuß meldet etwas Weiches, etwas, das sich unter seinem Gewicht zerteilt. Kot. Er schimpft, eilt den Weg zurück. Dieselben Lichtspiegelungen im Haar. Jonas wird mehrmals von seinem eigenen Schatten überholt. Im laubfrei geharkten Gras putzt er sich den Kot vom Fuß. Natürlich hat die Sonne schon volle Fahrt aufgenommen. Versteckt, auf der Rückseite der Erdkugel, rast sie an ihren östlichsten Ausgangspunkt. Jonas will sich beeilen, seinen Aufbruch forcieren, ein neues Kapitel aufschlagen, seine eigene Zeitrechnung. Aber die Sonne könnte schneller als gedacht übers Dach geschossen kommen. Jonas fragt sich, ob die Fahrräder auf den Betonplatten abgeschlossen sind. Im Nachtschatten des Einfamilienhauses greift er unters schwarze Tuch eines Zauberers, bis hinein in die Speichen, dreht und erkennt, dass der Zylinderboden nicht hart, sondern weich und lebendig ist, dass da ein Kaninchen hockt und das Rad sich drehen lässt. Schon hat sich Jonas auf den Sattel geschwungen und ist aus dem Vorgarten in die Straße eingebogen. Überraschend bekommt die Straße Gefälle, das Fahrrad gerät in Schwung. Er versäumt es, rechtzeitig nach den Bremsen zu sehen. Stattdessen tritt er heftig zu, den Punkt heraus-

fordernd, da die Pedale keinen Widerstand mehr leisten. Der Punkt ist überschritten. Die Bremshebel greifen ins Leere. Jonas streckt die Beine nach beiden Seiten. Um einen höheren Luftwiderstand zu erzwingen einerseits, andererseits um die Füße nicht ins surrende Getriebe zu bekommen. Trotz der Windtränen in seinen Augen sieht er, dass der Straßenzug in die Waagerechte zurückkehrt. Es kommt nur darauf an, die Lenkstange auf der eingeschlagenen Bahn zu halten, dann wird die Raserei von allein auslaufen. Nach einigen hundert Metern kann er absteigen und das Fahrrad auf der Straße liegenlassen.

Die Stille der Stadt wirkt feindselig. Jede Straßenlampe bleicht eine eigene, helle Scheibe in den Asphalt. Jonas versucht alles mit größter Genauigkeit zu beobachten, und tatsächlich, mit einem mechanischen Ruck, so wie man ein neues Dia in einen Projektor schiebt, sieht er die Nacht anders. Die Quartierstraße ist ein geschlossenes Museum, in das er ohne Befugnis eingedrungen ist. Einen nach dem anderen schaut er sich die geparkten Wagen an. Von ihren Besitzern vertrauensvoll abgestellt, stehen sie in einer Reihe. Fast möchte Jonas diesen Autos zutrauen, dass sie im nächsten Augenblick ihre Motoren anwerfen und sich als hupende Kette auf den Weg machen. Bei der nächsten Kreuzung verbrüdern sie sich reißverschlussartig mit Artgenossen aus anderen Straßen. Wie betrunkene Matrosen laufen sie dann aus der Stadt aus, in die uferlosen Siedlungen der Agglomeration, an den verriegelten Türen der Mehrfamilienhäuser vorbei.

Jonas versucht sich die schlafenden Bewohner vorzustellen. Mit Traumgrimassen übers Leintuch rudern, zappelnd im Netz, das der Alltag über sie geworfen

hat. Er sieht sie auf ihren Armen liegen, schnarchen, sich verschlucken und unfreiwillig die Füße unter der Decke hervorstrecken. Die letzten Stechmücken des Jahres haben keine Mühe. Er hört die Schlafenden jammern und Monologe winseln, und er sieht Männer mit zwecklos erregten Geschlechtsorganen alle Kontrolle über ihren Speichel verlieren.

Die Lichtsignale sind auf Nachtbetrieb geschaltet und blinken seit Stunden nur orange. Fassaden und Bäume blinken orange mit. Die wenigen Fahrzeuge, die noch unterwegs sind, klingen wie Wind. Keine Beschleunigung, kein Bremslärm, nur Reibung zwischen Gummi und Asphalt. An einer Kreuzung summt ein Elektrokasten. Ein Bienenschwarm, der es geschafft hat, vollkommen synchron, regelmäßig, ohne Anschwellen oder zeitweises Verstummen zu surren. Dressierte Insekten, eingesperrt in Kästen, als Meditationshilfe für Nachtfleaneure. Jonas geht so vor sich hin, vorbei an hell erleuchteten Bushaltestellen, im Sommer umschwärmt von Faltern und Mücken, zugestrickt mit Spinnknäueln, jetzt, im Oktober, ohne Leben. Er geht weiter und weiter, bis die Straße aufhört zu heißen, wie sie heißt. Der neue Name gehört den Elsässern und im Asphalt glänzen Schienenstränge. In vereinzelt Häusern Schaufenster. Er geht an ihnen vorbei, hofft etwas zu finden, irgendeinen Anhaltspunkt. Er folgt den Schienen. Die Stille bedeutet, dass das Gehen auf der Fahrbahn gefahrlos ist. Aus weiter Entfernung flackert in einem Erdgeschoss rötliches Licht. Ein Feuer. Jonas beginnt zu laufen. Seine Kleider schaben rhythmisch an seiner Haut. Die offene Jacke peitscht seine Flanken. Als er vor dem Schaufenster ankommt, ist alles dunkel. Die Lampen haben geflackert und sind erloschen.

Nur die Fußsohlen von Jonas Hauenstein brennen. Einen Augenblick weiß er nicht, wohin er jetzt gehen soll. Die Straße liegt vor ihm wie eine Totenmaske. Ein Gesicht, aus dem die Mimik des Tages verschwunden ist. Durch einen Gully ist das Rauschen der Kanalisation zu hören.

Über einem Dach, hundert Meter hoch am Himmel, sieht er dicke, rote Sterne. Die Warnlichter des Kamins vom Fernheizkraftwerk. Jonas hört sein eigenes Seufzen, hört Münzen über Metallstäbchen und Rädchen in ein blechernes Becken rasseln, dann scheppert es, als zöge jemand einen unförmigen Gegenstand aus einem Haufen Schrott. Auf der anderen Straßenseite bückt sich eine weiße Gestalt über einen Zeitungsautomaten. Während die Gestalt eine Zeitung aufblättert, nähert sich Jonas von hinten. So weit, dass er ihren Nacken berühren könnte. Der nächtliche Zeitungsleser ist durch nichts als ein knielanges, weißes Hemd geschützt. Sein schwarzes Haar zittert in der Luft. Eben noch vertieft in die Schlagzeilen rund um einen gewissen Jakob Fizman, dreht sich der Mann um und erschrickt so sehr, dass ihm ein Schrei entweicht. Wie ein Kunstturner vollführt er Seitwärtssprünge. Dann fixieren Jonas zwei große, schwarze Pupillen. Das Hemd viel zu groß, viel zu weit, fast sieht man die Brustwarzen. Der Mann weicht auf die Straße aus, bis er unter den Fußsohlen die Kälte einer Straßenbahnschiene spürt und Orientierung findet. Der größere Abstand scheint ihm willkommen, trotzdem geht er schneller und biegt flink um die nächste Hausecke. Jonas starrt auf den barocken Erker, die kaputte Erkerbüste und einen schwarzen Kasten mit digitaler Temperaturanzeige, die aus der Fassade heraussteht wie eine Firmenwerbung. 13°. In der Ferne ein Brummen.